

Christoph Grünewald und Torsten Capelle (Hrsg.), **Innere Strukturen von Siedlungen und Gräberfeldern als Spiegel gesellschaftlicher Wirklichkeit?** Akten des 57. Internationalen Sachsensymposiums vom 26. bis 30. August 2006 in Münster. Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen, herausgegeben von Torsten Capelle, Band 17. Verlag Aschendorff, Münster 2007. 171 Seiten mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen im Text.

Das inzwischen seit sechs Jahrzehnten in wechselnden Ländern Nordwest- und Mitteleuropas jährlich veranstaltete Sachsensymposium bringt regelmäßig auf dem Gebiet der Frühgeschichte tätige Forscher, vornehmlich Archäologen zusammen. Diese Veranstaltungsreihe ist aus relativ kleinen Anfängen der Nachkriegszeit erwachsen und wurde ursprünglich oft federführend vom Landesmuseum für Vorgeschichte in Hannover ausgerichtet. Die Schar der beteiligten Forscher ist inzwischen erheblich größer geworden, dabei aber doch noch überschaubar geblieben. Insofern ist das Kolloquium ein wichtiges Gesprächsforum. An der Tagung in Münster nahmen etwas mehr als einhundert Wissenschaftler aus neun Nationen teil. Der vorliegende Band mit einundzwanzig Aufsätzen zeigt schon im Titel an, dass die Sachsenforschung seit einiger Zeit vermehrt nicht allein Fragen der archäologischen Sachkultur und der Genese des Stammesverbandes der Sachsen behandelt, sondern auch Grundfragen der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Interpretation archäologischer Befunde und Funde in den Fokus rückt. Frühzeitig spielten in der norddeutschen, angelsächsischen und skandinavischen Frühgeschichtsforschung Siedlungen neben oder sogar noch vor den tiefer im Binnenland nicht allzu häufigen Gräberfeldern eine große Rolle.

Die hier zusammengestellten Beiträge ermöglichen in fast durchweg knapper Form Einblicke in laufende Arbeiten zur archäologischen Frühgeschichtsforschung von Geländearbeiten der Denkmalpflege und der Museen bis hin zu Magisterarbeiten und Dissertationen. Der räumliche Rahmen ist von Bayern und dem Oberrhein gespannt über das norddeutsche Tiefland bis Skandinavien und England. Der zeitliche Rahmen reicht von der römischen Kaiserzeit bis etwa zur Jahrtausendwende, gelegentlich bis ins zwölfte Jahrhundert.

Dass auch die Endauswertung von bereits vielfach behandelten Altgrabungen neue Erkenntnisse erbringen kann, zeigt der Beitrag von Annette Siegmüller über »Hölzerne Baustrukturen auf der Wurt Hessens,

Wilhelmshaven« (S. 11–18). Charakteristisch besonders für frühe Phasen der Besiedlung in Marschgebieten ist die gute Erhaltung organischer Befunde und Funde, von der man im Binnenland nur träumen kann. Neben den baulichen Strukturen der Gehöfte in dem nur relativ kleinräumig untersuchten Areal von vier unvollständig untersuchten Hofstellen mit dreischiffigen Hallenhäusern um einen zentralen Platz ist auf Bootsreste in einem Brunnen des achten bis neunten Jahrhunderts und eine Helling für den Schiffsbau am großen Stallbau eines Hofes hinzuweisen. Hinzu kommen zahlreiche Textilreste von grober Schwarzscharfwohle (mit glänzender Oberfläche), der eine Regenwasserzisterne (Fething) mit Holzkonstruktion wahrscheinlich zur Wäsche von Schafwohle zuzuordnen ist.

Damit sind konkrete Sachzeugnisse für den von kleineren Siedlungen ausgehenden, historisch bezeugten friesischen »Bauernhandel« und zudem für ein besonders wichtiges Produkt gewonnen, die friesischen Tuche. In der Vergangenheit standen an der Küste die großen Handelsplätze in vielen Regionen allzu stark im Vordergrund der Forschung. Nur allzu typisch ist leider auch der Umstand, dass wichtige Grabungen (in Hessens von 1939 bis 1963!) erst viele Jahrzehnte später umfassend ausgewertet werden. Dabei gehen stets wichtige Informationen verloren, nicht allein auf Grund von Neuerungen in der Grabungstechnik. Diesen strukturellen Mangel gilt es für die Zukunft dringend zu beheben. Hier liegen zentrale Aufgaben der Überarbeitung der Denkmalrechtsgesetze und der Forschungsförderung.

Der folgende Teil der Publikation führt uns eindrucksvoll vor Augen, was die Archäologie für Westfalen in den letzten Jahren und Jahrzehnten an neuen Erkenntnissen zur Völkerwanderungszeit und zum Frühmittelalter erbracht hat. Ansatzpunkte sind fast ausschließlich denkmalpflegerische Aktivitäten im Rahmen von Bau- oder Infrastrukturmaßnahmen, daneben weiterhin die überfällige Auswertung von Altgrabungen. Der räumliche Schwerpunkt liegt im Münsterland und am Hellweg, während die Mittelgebirgsregionen leider in den Hintergrund treten.

Mit gutem Grund am Anfang der westfälischen Reihe steht der Aufsatz von Tim Bunte und Nicole Kröger-Köb über Balhorn in der Merowinger- und Karolingerzeit (S. 19–27). Im Bereich der Wüstung am heutigen Stadtrand von Paderborn wurden seit den siebziger Jahren außerordentlich umfangreiche Rettungsgrabungen durchgeführt, die erfreulicherweise im Rahmen von etlichen Examensarbeiten zum Teil unmittelbar nach Abschluss der Untersuchungen bearbeitet werden und in diversen Abhandlungen und Ausstellungen bereits vorgestellt wurden. Es handelt sich um die derzeit wohl größte bekannte ländliche Siedlung der Frühgeschichte in Westfalen mit einer Ausdehnung von etwa vierzig Hektar, was einer mittleren Stadt des Mittelalters entspricht. Davon ist bisher etwa ein Fünftel bis ein Viertel ausgegraben. Balhorn liegt in einer fruchtbaren Landschaft, zudem im Kreuzungsbereich des Hellweges, der wichtigen Ostwestmagistrale Mitteleuropas, und der

Straße zwischen Frankfurt und Bremen. Somit besaß sie eine ungewöhnlich zentrale Verkehrslage und wird meines Erachtens vor der Anlage der Pfalz Karls des Großen an den Paderquellen zentrale Bedeutung im lokalen Siedlungsraum besessen haben.

Für Balhorn kann von einer kontinuierlichen Besiedlung seit der Römischen Kaiserzeit ausgegangen werden. Mehrere hundert Grubenhäuser des sechsten bis frühen elften Jahrhunderts belegen eine intensive Bebauung mit gehöftartiger Struktur in weitgehend konstanten Bereichen. Wie in den meisten über Jahrhunderte hinweg intensiv genutzten Orten sind die ebenerdigen Häuser jedoch nur schwer und ausschnittsartig erfassbar. Vor allem seit der Karolingerzeit gibt es Nachweise einzelner im Grundriss rechteckiger und schiffsförmiger Langhäuser. Ein schlüssiges Gesamtbild der Siedlung ist derart allerdings kaum zu erstellen. Der Hellweg zeichnete sich schon im sechsten Jahrhundert als Freifläche ab. Seit dem neunten Jahrhundert orientierten sich Bauten stärker an der Fernstraße, die hier gleichzeitig als Kommunikationsweg innerhalb der Siedlung diente. Ein Strukturvergleich mit den bekannten Emporien des Küstenraumes an Nord- und Ostsee sowie mit slawischen Burgsiedlungen liegt auf Grund der recht einseitigen Forschungsschwerpunkte der europäischen Frühgeschichte nahe, wenn man den Ort als bedeutenden Handelsplatz ansprechen will, was mehrfach geschehen ist. Dabei fänden sich allerdings kaum Gemeinsamkeiten, sondern vielfältige Unterschiede. Dies gilt auch für den jüngst strapazierten Vergleich mit Karlburg am Main unweit von Würzburg, das eine ganz andersartige zentrale Siedlung des Frühmittelalters darstellt. Die Autoren üben erfreulicherweise in dieser Hinsicht Zurückhaltung, wenn sie ausführen, es seien keine reinen Grubenhäuserbereiche festzustellen, die auf Gewerbe und Handel hinweisen, und auch Indizien für eine größere Überproduktion für den Handel seien nicht festzustellen. Man kann ihnen nur beipflichten.

Die Funde dokumentieren Kontakte mit dem fränkischen Westen beziehungsweise besser dem Frankenreich allgemein. Allerdings bleiben die einheimischen Elemente dominierend, bei den Metallfunden und noch mehr bei der Keramik. Eine Abnahme der Militaria, insbesondere wertvoller Ausrüstungsgegenstände von Reitern, aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts könnte Indiz für einen gesellschaftlichen und politischen Strukturwandel im Zuge der Eroberung Sachsens und der nachfolgenden Einbeziehung in das Frankenreich sein. Der Höhepunkt, mindestens aber die volle räumliche Entfaltung der Siedlung war in der Karolingerzeit erreicht. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass seit dem zwölften bis dreizehnten Jahrhundert in großem Umfang Kleinbauernstellen neu entstanden. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Aussage der Autoren stichhaltig ist: »Diese Größe (40 ha oder 80 Höfe?) dürfte bereits in karolingischer Zeit erreicht worden sein« (S. 19). Tatsächlich sind um 1300 zwar nicht achtzig, aber mindestens vierzig Höfe und Kothöfe schriftlich belegt. Große Orte mit mehreren Dutzend Höfen sind in den Schenkungen,

Urbaren und Güterverzeichnissen der bedeutenden frühmittelalterlichen Klöster des Frankenreiches im neunten Jahrhundert mehrfach greifbar. Auch archäologisch sind großflächige frühmittelalterliche Siedlungen inzwischen im deutschen Binnenland häufiger bekannt geworden, zumeist allerdings flächig allein durch Oberflächenfunde und nur partiell durch Grabungen. Generell, und so auch hier, ist die Raumstruktur im größeren Siedlungsgefülle nicht hinreichend geklärt. Dabei wirkt sich die künstliche, längst überholte Trennung zwischen frühgeschichtlicher Archäologie und Archäologie des Mittelalters sehr störend und erkenntnisverhindernd aus.

Im vorliegenden Falle ist klipp und klar festzuhalten, dass konkrete Belege für einen Charakter von Balhorn als voll entwickelter Markt- und Handelsplatz sowohl in der schriftlichen Überlieferung fehlen als auch mit den archäologischen Befunden und Funden nicht zu erbringen sind. Der Ort vertritt meines Erachtens einen archaischen Typus zentraler Siedlungsstellen des fruchtbaren, verkehrsgünstigen Altsiedellandes, der weder mit der Elle der Emporien des Küstenraumes noch mit am Maßstab früh- und hochmittelalterlicher Markttorte zu messen ist. Ohnehin war spätestens um 1000 die große Zeit von Balhorn zu Ende. Die frühe urbane Entwicklung setzte nicht im wahrscheinlich zuvor größten Dorf der näheren und weiteren Umgebung ein, sondern am neuen herrschaftlich-kirchlichen Zentrum in etwa zwei Kilometern Entfernung, im Umfeld von Pfalz und Dom in Paderborn, allerdings wohl keineswegs bruchlos und kontinuierlich, sondern weitgehend wahrscheinlich erst nach der Jahrtausendwende.

Die Hausforschung hat in Westfalen eine lange und reiche Tradition: Ausgehend von dem in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts aktuellen germanistischen Forschungsansatz »Wörter und Sachen« (Jost Trier, Josef Schepers), über die Architekturgeschichte, die volkscundliche Haustypen- und Gefügeforschung mit lebendiger Ausstrahlung bis heute (Josef Schepers, Stefan Baumeier, Konrad Bedal, Fred Kaspar und viele andere) bis hin zur Archäologie (Bendix Trier, Christoph Reichmann, Christoph Grünewaldt und andere mehr). Bahnbrechend für das norddeutsche Binnenland waren in den sechziger Jahren die großflächigen Ausgrabungen von Wilhelm Winkelmann bei Warendorf, auf die auch die beiden kurzen Beiträge von Angelika Speckmann und Kai Bulka wiederum Bezug nehmen (S. 30–47). Aufbauend auf zahlreichen neuen Grabungen werden, offenbar basierend auf Examensarbeiten beziehungsweise Dissertationen, Hausbefunde in Hinblick auf die soziale Stellung der Bewohner der frühmittelalterlichen Siedlung Warendorf-Neuwarendorf in (Alt-)Westfalen analysiert.

Frau Speckmann kann die Grundzüge der Hausentwicklung vom siebten bis zum zehnten oder zwölften Jahrhundert im ländlichen Raum der westfälischen Tieflandbucht in den Grundzügen prägnant darstellen. Neben der altbekannten Siedlung an der Emsfurt bei Warendorf kann sie zahlreiche jüngere denkmalpflegerische Untersuchungen heranziehen, insbesondere in Waren-

dorf-Neuwarendorf, Warendorf-Velsen, Vreden, Oelde, Hamm und Telgte-Wöste. Während im sechsten und siebten Jahrhundert etwa fünfzehn bis fünfundzwanzig Meter lange Häuser mit Wandgräbchen in unterschiedlichen Grundrissformen vorkommen, setzten sich um 700 Häuser vom Typus Warendorf mit laubenartigem Eingang in der Mitte der Traufseiten durch. Neu war das Sparrendach, das im Hausinneren mangels einer stabilen Querverzimmerung durch Stützpfeiler abgefangen werden musste. Im neunten Jahrhundert setzten sich sodann einschiffige Häuser durch, deren bessere Verzimmerung die Außenpfeiler entbehrlich machte. Auf den Querverbänden war es nun möglich, einen stabilen Dachboden zu errichten. Damit war das niederdeutsche Hallenhaus im Prinzip ausgebildet, das den ländlichen Raum bis weit ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hinein prägen sollte. Wie auch im neuzeitlichen Bestand sind besonders enge Verbindungen zu Ostholland und zum Osnabrücker Land erkennbar.

In Hinblick auf die zugrundeliegende Fragestellung bleibt die ernüchternde Feststellung, dass eine soziale Differenzierung anhand der Häuser in den bisher zumindest in Ausschnitten erforschten ländlichen Siedlungen in Westfalen nicht möglich ist. Dies mag durchaus ein sinnfälliger Reflex der relativ einfachen Lebensverhältnisse auch wohlhabender Freier und Adliger auf ihren normalen Herrenhöfen in Sachsen sein, insbesondere in der Zeit vor der stärkeren gesellschaftlichen Differenzierung im neunten Jahrhundert. Die Unterschiede waren demnach in der Regel graduell und nicht auf den ersten Blick erkennbar. Dennoch wird man die ausführliche Publikation der Grabungsbefunde und ihre hauskundliche Interpretation mit Spannung erwarten dürfen. Zudem ist es nach Auffassung des Rezensenten nicht ausgeschlossen, dass in Zukunft doch noch differenzierende Einzelbefunde auftreten. Es ist hoch an der Zeit, in Wüstungen und Herrnsitzen gezielt auf Höfen der Oberschicht zu graben, wie dies ansatzweise auf der Befestigung Gaulskopf – der alte Name lautete wahrscheinlich Wahlsburg, ein mutmaßlicher Herrnsitz der Esikonen beziehungsweise Billinger, mithin führender Verwandtschaftskreise des sächsischen Adels – mit bis dahin in Westfalen in dieser Weise unbekanntem Ergebnis auch zum Hausbau im Frühmittelalter geschehen ist. Gezielte Forschung, nicht allein Denkmalpflege, und die intensive Einbeziehung in historische Zusammenhänge täten insgesamt dringend not.

Etwas mehr Hoffnung weckt der Beitrag von Herrn Bulka über die Gehöftstrukturen und Funde (S. 33–38). Der Aufbau der Höfe aus einem ebenerdigen größeren Hauptgebäude und einigen kleinen Nebengebäuden, besonders Grubenhäusern, ist generell recht stereotyp. So befriedigt es unter den gegebenen Umständen immerhin ein wenig, dass sich in dem besonders großen Gehöft in Neu-Warendorf ein Hakensporn des siebten Jahrhunderts fand, ein seltenes Ausstattungsstück, das auf Reiterkrieger hinweist, und zu dem Parallelen auf dem Gaulskopf und der Büraburg bekannt sind. Zu einem karolingischen Sporn mit Bronzetauschierung

liegt aus dem etwa dreißig Kilometer entfernten Kloster Liesborn eine Parallele vor. Besondere Funde aus späterer Zeit sind an einem Einzelhof in Warendorf-Vielsen aus dem siebten bis zwölften Jahrhundert unter anderem ein salierzeitlicher Prachtsporn und ein Riemenverteiler mit Löwendarstellung. Liesborn gehört zu den frühen Adelsstiftungen im Bistum Münster. Um Warendorf waren in der Karolingerzeit die Ekbertiner reich begütert. Zudem lag dort eine wichtige Furt über die Ems; Zusammenhänge sind denkbar.

In die Erforschung der Sachkultur führt der kleine Beitrag von Anke Hernö »Weit gereiste Keramik. Wie gelangten im 7./8. Jh. Gefäße aus dem südwestdeutschen/sächsischen Raum nach Westfalen?« (Seite 39–42). Die in Westfalen durchweg in die Zeit um 700 gehörigen, ausgesprochen seltenen Fragmente von qualitativ hochwertiger gelber Drehscheibenware mit stark geriefeter Wandung könnten nach Auffassung der Autorin in einmaligem Transport mit nur einem Schiff über die Lippe ins Land gelangt sein. Ähnliche Keramik kam, dies sei angemerkt, 2009 bei den Grabungen in der Wüstung Schmeußen im Solling an der Oberweser zutage. Meines Erachtens ist ohne mineralogische Untersuchungen weder die vermutete Herkunft aus Südwestdeutschland zu belegen, noch eine Herkunft aus Nordhessen auszuschließen, wo ebenfalls stark geriefte Gefäße etwa des achten Jahrhunderts aus regionaler Produktion nachweisbar sind. Zu berücksichtigen ist weiterhin, dass bei sächsischen Orts- und Personennamen des Frühmittelalters hessische, ostfränkische und südwestdeutsche Elemente vertreten sind. Somit ist durchaus mit Heiratsbeziehungen und anderweitigen personalen Kontakten zu rechnen, die Geschenke und Importe nach sich gezogen haben können.

Die Reihe der Abhandlungen über neue Erkenntnisse zur Siedlungsgeschichte Westfalens wird abgeschlossen durch Alexandra Peschs Beitrag »Die Jagd nach dem Phantom. Das frühe Münster als sächsische Siedlung und Klosterort?« (S. 71–77, warum nicht direkt nach den übrigen einschlägigen Beiträgen?). Die Autorin bringt historische Überlieferung, Forschungsgeschichte und archäologische Befunde in wünschenswerter Weise zusammen, ganz ohne unnötige Harmonisierungen und unbewiesene, mit großer Überzeugungskraft vortragene Behauptungen. Diese haben in Ermangelung ausführlicher Grabungsvorlagen gerade die Behandlung der Frühgeschichte Westfalens über viele Jahrzehnte hinweg in fataler Weise mit geprägt. Sie wären so nicht nötig gewesen, wie bereits die Dissertation von Martin Kroker zum Domplatz in Münster zeigt (Die Domburg. Archäologische Ergebnisse zur Geschichte der Dommunität vom 8.–18. [sic!] Jahrhundert. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 26, 3. Der Dom zu Münster III [Mainz 2007]).

Entgegen der älteren Forschungsmeinung, die auf den Thesen von Wilhelm Winkelmann beruht, gab es nach dem derzeitigen Stand der Forschung in der Altstadt von Münster zwar eine Besiedlung im dritten Jahrhundert, aber keine im siebten und achten. Die

ältesten mittelalterlichen Befunde und Funde, die wohl mit dem 793 gegründeten »monasterium« des Missionars und ersten Bischofs Liudger zusammenhängen, fanden sich im Bereich unmittelbar nördlich des Doms. Dort lag insbesondere die mutmaßlich älteste Pfarrkirche, ein in Massivbauweise errichteter Apsidensaal von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Meter Länge mit Friedhof.

Im Laufe des neunten Jahrhunderts sollte dieser von einem repräsentativen Dombau der im Jahre 805 eingerichteten Diözese abgelöst worden sein, was allerdings mangels ausreichender archäologischer Untersuchungen unter dem heutigen Dom bislang unklar bleibt. Nicht lokalisiert ist demnach auch die sächsische Siedlung Mimigardeford, in deren Bereich das Bistum gegründet wurde. Ob sie überhaupt innerhalb der Altstadt des hohen Mittelalters zu suchen ist? Nur am Rande sei bemerkt, dass sämtliche von historischer Seite mit großem Scharfsinn und großer Überzeugungskraft rekonstruierten angeblichen frühen Siedlungsareale als Nuklei der späteren Stadtwerdung nach den bisherigen archäologischen Erkenntnissen wesentlich jünger sind oder so nie existent waren. Dies sollte auch andernorts zum Nachdenken anregen.

Ein archäologisches Detail noch am Schluss: Die »rotpolierte Ware«, die nach Winkelmann ins achte Jahrhundert gehört, in Münster aber mit Pingsdorfer Ware vergesellschaftet ist, hat meines Erachtens schlicht eine längere Verwendungsdauer, als bisher angenommen wurde. Man sollte aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und nun auf Grund einzelner Befunde ausschließlich eine Spätdatierung vertreten. Im Weserbergland kommt diese besondere Ausführung der einheimisch sächsischen handgemachten Keramik vom fortgeschrittenen achten Jahrhundert bis in die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts vor.

Einen zweiten umfangreichen Block bilden, wie in der Frühgeschichte üblich, die Gräberfeldanalysen. Auch hiervon greife ich einige heraus. Methodisch neuartig ist durch die Anwendung der Strontiumisotopenanalyse, mittels derer Aufschlüsse zur Gewinnung der Herkunftsgebiete von Personen gewonnen werden können, der Beitrag von Daniel Peters (»Fremde Einflüsse in Westfalen. Ergebnisse der Strontium-Isotopen-Analyse zweier Frauengräber aus Soest«, S. 43–47). Der seit Generationen viel zitierte, forschungsgeschichtlich berühmte Friedhof in Soest mit zweihundertfünfzehn Gräbern ist bis heute nur partiell bearbeitet – auch eine westfälische Besonderheit.

Im Fokus stehen hier die zehn Kammergräber der Frühzeit, die wohl einen Sonderfriedhof der Elite am Ort der Salzquellen am Hellweg darstellen. Stieren vermutete anhand der reichen, zum Teil eindeutig fränkischen Beigaben einen Niederschlag fränkischer Kolonisation und gründete dies zum Beispiel auf einen gläsernen Sturzbecher aus dem ehemals gallorömischen Gebiet oder auf die mit Almandinen reich geschmückte Goldscheibenfibula mit Runen sowie den im Anhänger umgearbeiteten Goldsolidus. Alternativ ist aber auch die Bestattung einer lokalen Oberschicht denkbar. Dies um so mehr, als

Westfalen bis zur Weser als eines der Herkunftsgebiete der Franken gilt und weiträumige Kontakte typisch für die merowingerzeitlichen Führungsgruppen sind. Fremdartige Trachtbestandteile werden zumeist als Indizien persönlicher Mobilität gedeutet.

Spannend ist nun die Probe aufs Exempel. Die reichste und aufwendigste Bestattung (Grab 106) ist einer kurz nach 600 verstorbenen Dame zuzuordnen, die trotz der exotischen Ausstattungsbestandteile nach der naturwissenschaftlichen Analyse einheimisch ist! Hingegen ist die um 620/630 bestattete Frau aus Grab 106, für die ebenfalls nach archäologischen Kriterien der Fundanalyse eine süddeutsche Herkunft erwogen wurde, offenbar ortsfremd. Sie stammt wohl aus dem Rheinland, vielleicht aus der Eifel. Die Gräber sind somit weniger ein Spiegel der Gesellschaft als ein Reflex von deren Eigenverständnis. Es werden mit Funden weitreichende, hochinteressante Handels-, Verkehrs- und Kommunikationsbeziehungen materiell greifbar.

Die gängige Interpretationspraxis ist dennoch teilweise höchst problematisch und mit Vorbehalten zu versehen, ein Gesamteindruck, den der Rezensent bereits bei seinem Studienaufenthalt in der Schule von Joachim Werner in München 1970 bis 1971 gewann. Es ist mit aus Sozialforschung, Psychologie und Ethnologie gut bekannten Phänomenen zu rechnen, beispielsweise der Anpassung an die lokalen Gepflogenheiten. Gerade in einer in den Führungsgruppen, wenn auch nicht ausschließlich exogamen, aber patrilinear geprägten Gesellschaft wie der der europäischen Frühgeschichte ist dies zu erwarten. Somit kann es letztlich wenig überraschen, wenn sich die einheimische »hohe Frau« gern mit fremdartigem, kostbaren Geschmeide schmückte, die fremde Frau jedoch eine weniger fremd wirkende Ausstattung hatte. Sie wurde in den Sippenverband des Mannes integriert und sah sich offenbar auch veranlasst, ihre Fremdheit nicht übermäßig zur Schau zu tragen.

In diesem Kontext ist weiterhin die Analyse des Gräberfeldes von Dortmund-Asseln durch Bernhard Sicherl von Interesse (»Die Scherben eines Spiegels. Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher Analyse eines frühmittelalterlichen Gräberfeldes im Lippe-Hellweg-Raum«, S. 55–61). In dem 2004 bis 2005 leider nur unvollständig ausgegrabenen merowingerzeitlichen Friedhof wurden vierundzwanzig Körperbestattungen entdeckt. Kein Grab ist beraubt, alle wurden anthropologisch untersucht und zusätzlich der Strontiumisotopenanalyse unterzogen. Die in die gehobenen Kategorien C und D nach Christlein einzuordnenden Gräber bilden keinen Reihengräberfriedhof, sondern drei klar getrennte Gruppen mit drei bis vier Generationen von Bestatteten von der Mitte des sechsten bis ins erste Drittel des siebten Jahrhunderts.

Sicherl geht anhand der archäologischen Analyse und der naturwissenschaftlich belegten Verwandtschaftsbeziehungen nicht von einer reinen Adelsnekropole aus. Vielmehr wählt er das historisch in der europäischen Frühgeschichte gut belegte gesellschaftliche Modell des Gefolgschaftsführers samt Familie, Gefolge und Dienerschaft. In der ersten, vollständig aufgedeckten

Gräbergruppe bildet ein reich ausgestattetes Paar von vierzig bis fünfzig Jahren den Kern. Es handelt sich um den einzigen Spathaträger, einen Reiterkrieger, und die Frau trägt eine wunderbare, regional ungewöhnliche goldene Almandinscheibenfibel. Zur Rechten des Schwertträgers lagen vier leichter bewaffnete Männer (Gefolge, Leibwächter?). Zwei davon waren nach Zahnanomalien vielleicht verwandt, und gleiches gilt für ein im Alter von nur vier Jahren verstorbenes Mädchen. Zu der Gruppe gehörte wohl noch ein älterer (Gefolgs-?) Mann und eine daneben bestattete Frau mit S-Fibel sowie eine weitere ähnlich ausgestattete, eventuell verwandte Frau, möglicherweise handelt es sich um die »Wirtschafter« der Herrschaft.

Nach den Isotopenanalysen wuchs die besonders reich ausgestattete Frau in ihren ersten drei Lebensjahren auf Granit-Gneis-Böden ohne besondere Höhenlage auf. Dafür kommen geologisch in Mitteleuropa Westmähren, Böhmen, der Schwarzwald und das französische Zentralmassiv in Frage. In ähnlicher Umgebung, aber in Höhenlagen über fünfhundert Meter, wuchsen der zwölfjährige Knabe der ersten Gräbergruppe und eine erwachsene Frau der zweiten Gräbergruppe auf. Hier ist auf Grund der Siedlungslagen der älteren Merowingerzeit, als Höhenlagen in der Regel gemieden wurden, insbesondere an den Alpen Südrand zu denken. Ferner stammt aus der Vierergruppe der leicht bewaffneten Männer einer aus einer Region mit vulkanischer Genese. Dafür käme eventuell der Vogelsberg in Frage, was aber wenig wahrscheinlich ist, da diese Region damals ganz oder doch weitgehend unerschlossen war, sieht man von Randgebieten der Wetterau ab. Alternativ ist eine Herkunft des Mannes aus der Eifel zu erwägen, was plausibel ist, da es dort eine intensive fränkische Besiedlung im Vorland gab.

Unter Einbeziehung der historischen Überlieferung könnte man folgendes Szenario rekonstruieren: Die Frau des Gefolgschaftsführers könnte vor 550 als Mitglied des damals in Böhmen und Mähren ansässigen langobardischen Stammesverbandes geboren sein. Mit der langobardischen Invasion gelangte sie 568 nach Italien, wo sie den genannten Knaben geboren haben könnte. Nach Gregor von Tours gehörten Sachsen zu den Helfern König Alboins, des Begründers des Langobardenreiches, kehrten aber teilweise in ihre Heimat zurück. Die etwa fünfundzwanzigjährige Frau könnte in zweiter Ehe mit einem aus der Region am Hellweg stammenden Sachsen in dessen Heimat gekommen sein, wo sie um 580/590 verstarb. Ihre mutmaßliche Tochter lebte bis um 600 und wurde in der zweiten Gräbergruppe beigesetzt. Vielleicht stammen weitere Funde langobardisch-italischer Prägung aus dem Fundus der fremden Herrin. Allerdings wird, so führt der Autor zu Recht aus, hier lediglich ein mögliches persönliches Schicksal und sein Umfeld rekonstruiert, nicht unbedingt die historische Realität. Angemerkt sei an dieser Stelle, dass im altsächsischen Namensgut, das allerdings erst seit der Karolingerzeit in größerem Umfang überliefert ist, langobardische und gotische Elemente und Traditionen belegt sind.

Wichtig ist weiterhin die Feststellung, dass eingestreute Brandknochen in Grabfüllungen darauf hinweisen, dass ursprünglich birituell bestattet wurde. Nur die lokale Führungsschicht ist in drei Generationen mit Körpergräbern nachweisbar. Wie es in Westfalen wohl die Regel war, blieb die einfache Bevölkerung oder vielleicht sogar generell der stärker traditionell orientierte Anteil der Einwohner wohl bei der seit vielen Jahrhunderten üblichen Brandbestattung. Die unscheinbaren und vielleicht nur gering in den Boden eingetieften Brandgräber haben üblicherweise keine Urnen und sind hier wie offenbar vielerorts zerstört, früher wohl auch kaum beachtet worden. Erst um 680 ging man zu schlichter ausgestatteten, flachen Körpergräbern in reihengräberartiger Belegungsweise über, die aber keineswegs die angebliche späte sächsische Expansion in den Hellwegraum südlich der Lippe spiegelt.

Im Rahmen ihrer Dissertation hat sich Dorothee Menke anhand zweier kleiner Bestattungsplätze der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, die in Westfalen bislang äußerst selten belegt sind, der Frage nach Grenzen und Chancen von deren Auswertung gewidmet (»Die Gräberfelder von Beelen und Herzebrock-Clarholz. Überlegungen zum Aussagewert von Grabbeigaben in Brandgräbern«, S. 49–52). In beiden Fällen handelt es sich um kleine Bestattungsareale mit zwanzig bis fünf- und zwanzig beziehungsweise nur acht bis zehn Brandgräbern und lediglich einem Körpergrab. Sonst sind in Westfalen aus dem fünften Jahrhundert nur noch zwei Frauengräber aus Bad Lippspringe bekannt. Zwar ist mit einer starken Ausdünnung der Bevölkerung zu rechnen, aber gewiss nicht mit einer völligen Siedlungsleere. Der vorherrschende Bestattungsritus macht den Nachweis von Gräberfeldern extrem schwer. Zu ergänzen ist, dass die einheimische handgemachte Siedlungskeramik sich einer feinschichtologischen Einordnung weitgehend entzieht, und dass die meisten Frühgeschichtsforscher die mittelalterlichen Dorfkerne und Wüstungen bisher praktisch unbeachtet gelassen haben. Dort aber liegt der Schlüssel zu neuen Erkenntnissen, wie etwa das Beispiel Balhorn zeigt.

In Clarholz (viertes und fünftes Jahrhundert) liegt neben dem Friedhof ein Moor mit Kremationsrückständen wie Leichenbrand und angeglühten Beigaben, die vielfältiger sind als in den Gräbern, zum Beispiel Kämme, Gläser und Keramik. Die Verbrennungsplatzrelikte hat man dort sekundär eingebracht. Die Autorin rechnet damit, dass Metalle eventuell sogar aus der Asche gesammelt und wiederverwendet wurden. Da keramische Urnen fehlen und zumeist Brandgruben mit wenig Leichenbrand vorliegen, dürften vielerorts die Gräber unbeobachtet zerstört worden sein. Ergänzend ist zu bemerken, dass in Sand und sauren Böden kaum etwas von derartigen Bestattungen übrig bleibt und auch durch Bodenerosion viel vernichtet sein wird.

Frau Menke kommt zu dem Schluss, dass sich das Totenritual beziehungsweise die Jenseitsvorstellungen wohl auf den Akt der Verbrennung des Toten konzentrierten. Zu viele schwer zu fassende Unwägbarkeiten bei der

Auswahl oder Vernachlässigung von Gegenständen, die den Toten mit auf den Scheiterhaufen gegeben wurden, sind zu berücksichtigen und verhindern eine tragfähige generalisierende Analyse, die laut der Autorin auch in keiner Weise statistisch auszuwerten ist. Bei Brandgräbern ist äußerste Vorsicht hinsichtlich von Aussagen zum Beigabenreichtum beziehungsweise zur Beigabenarmut angeraten. Was dennoch bei akribischer Auswertung möglich ist, haben etwa die jahrzehntelangen Untersuchungen am Material des birituellen sächsischen Gräberfeldes bei Liebenau unweit von Nienburg an der Mittelweser gezeigt.

Die intensive Erforschung von Kleinräumen hat stets dort besondere Chancen, wo kommunale Archäologie verankert ist, wie etwa in Dortmund (Henriette Brink-Kloke). Bei neueren Untersuchungen im Bereich des neuzeitlichen Bezirksfriedhofes alt zerstörten frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Dortmund-Wickede konnten vierundneunzig Gräber mit einhundert Bestattungen modern ausgegraben werden; ein großer Glücksfall und eine Ausnahme in Westfalen, wo seit Jahrzehnten kaum noch derartige großflächige Befunde zutage treten. Andrea Stapel widmet sich verdienstvollerweise dem Fragenkreis des Bestattungsbrauchtums auf diesem im klassischen Sinne auf den ersten Blick wenig aussagekräftigen, weil weitgehend beigabenlosen Friedhof. Die Toten wurden in gestreckter Rückenlage in Baumsärgen und kastenförmigen Schreinen beigesetzt. Die relativ dichte, reihenartige Anordnung zeigt kaum Überschneidungen, sodass die Lage der Gräber als bekannt und ehemals markiert vorauszusetzen ist.

Reich ausgestattet sind lediglich zwei nordsüdlich orientierte Gräber des sechsten Jahrhunderts aus der Frühzeit des Bestattungsortes, weitere sechs Gräber haben eher bescheidene Beigaben, bei allen anderen fehlen diese. Auffallend ist das Vorkommen von Holzkohle und fast durchweg fragmentarischen Gefäßen beinahe nur in den sonst beigabenlosen Gräbern. Nach den Keramikfunden und vier radiokarbondatierten Gräbern reicht die Belegung des Friedhofes bis ins zehnte oder elfte Jahrhundert. Bei älteren Grabungen werden Holzkohlestücke und selbst die Keramikfragmente oft keine oder nur wenig Beachtung gefunden haben. Sie sind zweifellos nicht als Beigaben im engeren Sinne anzusehen. Es handelt sich jedoch um keine zufällige oder gar belanglose Sitte, die hier schemenhaft fassbar wird. Die Autorin macht sechsundsechzig vornehmlich niederrheinische Gräberfelder des frühen Mittelalters namhaft, die ähnliches Ritual zeigen. Auch an prominenten Orten wie an der späteren Stiftskirche St. Reinoldi in Dortmund, in St. Severin vor den Toren Kölns und in Lyon wurden derartige Befunde dokumentiert. Letztlich unklar bleibt der Zweck, aber es könnte sich etwa um Relikte von Totenlichtern, Reinigungsriten, Räucherungen gegen Verwesungsgeruch oder Zeugnisse der Totenwaschung handeln, wie sie neuzeitlich mit Gefäßbeigaben gut belegt sind. Ob hier eine fremde, aus dem Westen zugewanderte Bevölkerung fassbar wird, das möchte

Rezensent bei einem Anteil von knapp der Hälfte der Gräber bezweifeln. Eine soziale Differenzierung ist nicht möglich; eventuell liegen Familienverbände vor. Nicht erörtert wird die Frage, warum der Friedhof, zu dem keine Kirche bekannt ist, so lange Zeit nach der Christianisierung noch genutzt wurde. Weiterhin wird die zugehörige Siedlung – vielleicht gab es auch mehrere – nicht thematisiert. In Frage kommt das dem Namen und der naturräumlichen Lage nach alte Dorf Wickede mit dem ursprünglich auf »-ithi« endenden Toponym.

Ein interessantes Vergleichsbeispiel aus dem östlichen Niedersachsen stellen Markus C. Blaich und Michael Geschwinde vor (»Zur Binnenstruktur des karolingischen Gräberfeldes von Werlaburgdorf, Landkreis Wolfenbüttel, Niedersachsen«, S. 109–117). In Burgdorf gab es einen wichtigen Fronhof der 924 erstmals erwähnten, bis zum Aufstieg Goslars unter den frühen Saliern besonders bedeutenden ottonischen Pfalz Werla. Abgesehen von den zur nahe gelegenen Königspfalz bekannten Fakten ist der Forschungsstand zum Frühmittelalter in der näheren und weiteren Umgebung eher schlecht. Insofern ist es ein großer Glücksfall, dass vor wenigen Jahren am Rande des historischen Kernes von Werlaburgdorf hangaufwärts ein Friedhof mit ursprünglich etwa gut zweihundertfünfzig vorzüglich erhaltenen Bestattungen so gut wie komplett nach allen Regeln der Kunst freigelegt und anschließend anthropologisch untersucht werden konnte. Karten zur topographischen Orientierung vor Ort und im weiteren Umland, die auch für das Verständnis der größeren Zusammenhänge erforderlich wären, fehlen leider!

Rein archäologisch betrachtet erscheinen diese Gräber auf den ersten Blick wenig attraktiv, da gerade einmal ein Fünftel davon Beigaben enthielt. Genauer betrachtet sind diese zum Teil eher Trachtbestandteile beziehungsweise einzelne persönliche Ausstattungsgegenstände, überwiegend nur Messer, Schnallen oder Perlen. Zudem waren etwa vierzehn Prozent beraubt; besonders beliebt waren bei den Männern offenbar Messer. Vier Frauen mit Fibeln aus Buntmetall könnten ebenso zur örtlichen Führungsschicht gehört haben wie drei erwachsene Männer mit Eisendornen (teils zudem Zwingen) zur Rechten, die jeweils wohl zu einem Stab, vielleicht dem Schulzenstab des Vorstehers einer Villikation oder Gemeinde gehörten. Die für Dortmund-Wickede so typischen Einträge von Keramikfragmenten und Holzkohle werden hier nicht erwähnt. Die Gräber sind im Zentrum dicht und reihenartig angeordnet, in anderen Bereichen eher in Gruppen mit größeren Lücken dazwischen, Überschneidungen kommen kaum vor. Die Orientierung ist mehr oder weniger ostwestlich. In Übereinstimmung mit dem weitgehenden Fehlen von eigentlichen Grabbeigaben und der ältesten datierbaren Fibel, einer Vogelfibel der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, wird man von einem Friedhof der Zeit nach der endgültigen Christianisierung Sachsens in der Zeit um 800 ausgehen dürfen.

Nach den anthropologischen Untersuchungen ist in allen Bereichen von einem ausgewogenen Verhältnis der Geschlechter und auch der Altersgruppen mit

Einschluss der Kinder festzustellen. Zum Zeitpunkt der Geburt betrug die statistische Lebenserwartung für beide Geschlechter 29,2 Jahre. Das mittlere Sterbealter der Erwachsenen lag hinsichtlich der Männer bei 46,7 Jahren und hinsichtlich der Frauen bei 41,1 Jahren, wohl hauptsächlich infolge der üblichen zahlreichen Geburten und der hohen Sterblichkeitsrate im beziehungsweise nach dem Kindbett. Allerdings bleiben derzeit noch viele Fragen offen. Ganz entscheidend, aber sehr schwer zu klären ist die Frage der Belegungsdauer. Ob der Friedhof tatsächlich nur in der Karolingerzeit genutzt wurde, wie in der Überschrift suggeriert wird, bleibt letztlich unklar. Denkbar wäre durchaus auch eine Nutzung bis weit ins zehnte oder sogar elfte Jahrhundert hinein. Davon abhängig bleibt die Plausibilität der hier auf Grund der vollständigen Freilegung möglichen Hochrechnung zur Größe der Bestattungsgemeinschaft beziehungsweise Siedlung. Die Autoren rechnen mit ursprünglich eventuell zwei bis drei, später bis zu fünf, sechs oder sieben Familien. Angemerkt sei an dieser Stelle, dass im siedlungsgünstigen Altsiedelland Ostfalens – etwa anhand der Güterverzeichnisse der Reichsabtei Werden beziehungsweise Werden-Helmstedt, oder auch zu Fulda und Hersfeld, und nicht zuletzt archäologisch weitaus größere Siedlungen mindestens seit der Karolingerzeit belegt sind. Auch sollte man annehmen, dass Burgdorf nicht ganz unbedeutend war.

Unzweifelhaft handelt es sich um den Sondertypus eines Friedhofs noch ohne zugeordnete Kirche, wie sie eigentlich in den Kapitularien Karls des Großen gefordert ist. Gerade in der sächsischen Peripherie im Norden und Osten hielten sich jedoch derartige Bestattungsorte, deren Belegungszeit manchmal bereits in heidnischer Zeit eingesetzt hatte, häufiger bis weit ins neunte oder zehnte Jahrhundert, zum Teil vielleicht sogar noch über die Jahrtausendwende hinaus, wie archäologische Untersuchungen manifestieren. Das personale sippengebundene Totengedenken an die Ahnen war hier offenbar stärker ausgeprägt als der seitens des fränkischen Königs und der Kirche geforderte rigide Traditionsbruch. Gerade in Ostsachsen, etwa in der Diözese Magdeburg, ist erst im elften und besonders sodann im zwölften Jahrhundert mit einem dichten Pfarrnetz und einer stärkeren Einwirkung der Pfarrer auf die nachhaltige Pastorisierung und innere Missionierung der einfachen ländlichen Bevölkerung zu rechnen. Insofern sind die abschließenden Überlegungen zu einem Kontext der Aufgabe beziehungsweise Verlagerung des Gräberfeldes mit der beginnenden beziehungsweise fortschreitenden Christianisierung oder der Einführung der karolingischen Grafschaftsverfassung wieder einmal Reflex der unzureichenden Auseinandersetzung der meisten Archäologen mit der historischen Forschung. Auch die Erwähnung der Kirche von Werlaburgdorf 1174 ist für eine ländliche Pfarre früh zu nennen, nicht spät.

Es gehört gewissermaßen zur Tradition der Sachsenforschung, dass englische und auch skandinavische Themen und Kollegen mit dabei sind. In diesem Band ist ein Beitrag über drei englische Gräberfelder enthalten,

die nach allen konventionellen und zukunftsweisenden Regeln der archäologischen Kunst im Rahmen der Dissertation von Duncan Sayer in Cambridge analysiert werden: »Drei südenglische Gräberfelder aus angelsächsischer Zeit und ihre Organisation« (S. 79–88). Es können nur wenige Aspekte herausgegriffen werden: Haushalte und Statusgruppen lassen sich seit Beginn der Belegung in den Jahrzehnten um 500 differenzieren. Für das Ende des sechsten Jahrhunderts ist eine Absonderung von Elitegruppen feststellbar. In Mill Hill verbinden sich in dieser Zeit höchstwahrscheinlich zwei Elitegruppen. Im siebten Jahrhundert nimmt die Grabausstattung wie auf dem Kontinent mit Ausnahme einzelner Prunkgräber stark ab.

Eine weitere Verfeinerung klassischer Gräberfeldanalysen erbringt der Beitrag von Susanne Hakenbeck (»Identitätsbildungsprozesse im Gräberfeld von Altenering«, S. 89–97). Das berühmte und wohl größte süddeutsche Gräberfeld der Merowingerzeit ist in mancherlei Hinsicht ungewöhnlich, unter anderem deshalb, weil es nicht in Reihen angeordnet, sondern nach Arealen strukturiert ist. Die Populationsgröße der einzelnen Areale lag zwischen fünfunddreißig und neununddreißig Personen, womit möglicherweise Personengruppen oder Gehöfte fassbar werden. Sowohl durch die Verwandtschaft zwischen bestimmten Fibeln für Frauen und Gürtelgarnituren für Männer als auch durch die Gruppierung in ganz bestimmten Arealen hielten diese Gruppen gemeinsam bestattender Menschen mutmaßlich ihre Identität und Zusammengehörigkeit aufrecht. Insbesondere in der dritten Phase manifestiert sich anhand der Beigaben der Reichtum des Altsiedelortes im Gäuboden, gleichzeitig verschwinden die Einzelbereiche innerhalb des Gräberfeldes.

Frauen waren und sind als Bindeglieder von Verwandtschaftsgruppen von besonderer Bedeutung. Fünf Frauen mit den typisch hunnischen, künstlich umgeformten Langschädeln kamen wohl aus Osteuropa oder stammen aus mit den Reiternomaden paktierenden germanischen Stämmen, aber sie trugen das übliche einheimische Fibelgewand. Zu Recht kommt die Autorin zu dem Schluss, dass kaum jede Frau, die in Altenerding mit fremdartigen Bügelfibeln beerdigt wurde, tatsächlich eine Fremde war, die diese guten Stücke aus ihrer Heimat mitbrachte. Stattdessen wurden die Verbindungen zu einem wirklichen oder auch nur als solches angesehenen fernen Ursprungsland – oder besser: einer solchen gentilen Gruppe – wohl auf ganz unterschiedliche, archäologisch nicht oder nur sehr schwer nachweisbare Weise aufrechterhalten, sei es durch direkte Sippenbeziehungen, Erzählungen und Namensgebung, Heiratsverbindungen, Gabentausch oder Handel. Offensichtlich ist zudem die starke Tradition am Ort, die sich in der mit einem Prozent außerordentlich geringen Beraubungsquote manifestiert wie auch der sorgfältigen Vermeidung der Überschneidung von Gräbern. Auf Grund dieser für die Forschung in vieler Hinsicht idealen, leider sehr seltenen Situation ist die auf den ersten Blick irritierende Aufnahme des

Beitrages in diesen Band durchaus sinnvoll. Weniger plausibel erscheint dies bei dem Artikel von Ursula Koch »Eine Familie im Abseits. Händler oder Steuereintreiber in Mannheim-Vogelstang« (S. 119–125). Allerdings ist einzuräumen, dass der Blick über den Tellerrand nie schaden kann und die Beiträge der versierten Autorin stets sehr lesenswert sind.

Der Sammelband wird abgeschlossen von mehreren Beiträgen zur jütischen Halbinsel und zu Skandinavien. Nina Laus Aufsatz trägt den Titel »Die Pferdegeschirre aus dem Thorsberger Moor. Neue Funde zu den Ausrüstungen germanischer Reiter« (S. 127–133). Sie führt unter anderem aus, dass die zahlreichen Pferdegeschirre der Opferplätze die einzigen archäologischen Nachweise einer festen Verankerung von Reitern in germanischen Heeresverbänden (mutmaßlich in höheren Rängen und Schichten: wohlhabende Freie, Adel, Fürsten) darstellen. Garnituren mit Zaumzeug und Sattelgeschirr fehlen weitestgehend in Gräbern und Siedlungen. Sie finden sich fast ausschließlich in Kriegsbeuteopfern Nordgermaniens (Zügelketten, Trensen-Seitenstangen, Nasenbergen, Kehlbergen, Brustgeschirr und Riemenverteiler aus Bunt- und Edelmetall). Nicht erhalten sind hingegen auf Grund des dort sauren Bodenmilieus eiserne Gebisse, Schnallen vom Sattelgeschirr, Ringösen und Sattelringe zu Holzsätteln.

In diesen weiteren Kontext gehört auch der Beitrag von Per Ethelberg, »Verteidigungsanlagen und Haustypen der älteren römischen Kaiserzeit im ehemaligen Herzogtum Schleswig-Holstein« (S. 146–153). Eine im norddeutschen Binnenland so nicht belegte, teilweise in die vorrömische Eisenzeit zurückgehende Tradition haben demnach mit Wall und Graben umhegte Siedlungen und auch territoriale Verteidigungsanlagen wie der Olgerdige, ein zwölf Kilometer langes Wehrsystem aus Holzpalisaden auf Schwellbalken, Gräben und Wall, das um 25, um 70 und um 90 n. Chr. erneuert wurde. Als bautechnisch hoch entwickelt stellen sich auch regionaltypische Häuser vom Typus Osterrönfeld dar, die aus modularen Pfostensegmenten konstruiert wurden. Der Autor sieht in der nach Norden und Osten sich im Laufe des ersten und vor allem des zweiten Jahrhunderts erweiternden Verbreitung dieser Häuser möglicherweise einen Reflex der Expansion der Angeln und der Schaffung eines Königreiches, welches das westliche Ostseegebiet mit Alsen umfasste.

Dazu gehören Verteidigungswerke und am Rande des Kerngebietes das Thorsberger Moor als Opfermoor nahe an der feindlichen Grenze. Die großen Opfer ab Periode B2/C1 nach Eggers spiegeln synchron mit der Verbreitung des Osterrönfeldhauses die Expansion der beiden Reichsbildungen auf der jütischen Halbinsel; sie treffen sich bei Kolding. Als sie unmittelbar aneinander grenzten, setzte der Reichssammelungsprozess ein. Die daraus resultierenden Konflikte spiegeln sich in den großen Opferungen. Die nachdrücklichste Art und Weise, dem überwundenen Feind zu zeigen, dass die Schlacht verloren ist, wird die Übernahme der Heiligen Orte gewesen sein! Als Innovationsgebiete betrachtet der

Autor Angeln und Holstein. Da Waffenfunde im Laufe der Zeit abnehmen, liegt die Annahme nahe, es sei einer Führungsgruppe oder -person gelungen, die Zirkulation der Waffen zu zentralisieren.

»Fürstengräber« fehlen, was ein Indiz für stabile Machtverhältnisse sein könnte, innerhalb derer man Zurschaustellung von Reichtum nicht als notwendig erachtete. Die Verbreitung von Waffenopferfundstellen, herausgehoben ausgestatteten Gräbern und von diesen stets weit entfernt liegenden frühen Handelsplätzen, die also abseits der politischen Machtzentren lagen, charakterisierten in Skandinavien die frühgeschichtlichen Reichsbildungen. Deren Anfänge liegen im zweiten Jahrhundert, gewinnen seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts an Dynamik und lassen spätestens in der Vendelzeit inzwischen in Skandinavien kaum mehr ein dichter besiedeltes Gebiet aus. In Norddeutschland sind wir, bedingt durch die in vielerlei Hinsicht weit aus sprödere Quellensituation und gewiss auch den in manchen Regionen unzureichenden Forschungsstand, noch weit davon entfernt, derart gut nachvollziehbare, archäologisch begründete Gruppenbildungen vornehmen zu können.

Eine aufschlussreiche Studie zu einer Mikroregion steuert Anne Brigitte Sorrensen in ihrem Beitrag »Gedanken über die Entwicklung von Ostergard in der späten Wikingerzeit und im frühen Mittelalter« bei (S. 155–161). Recht umfangreiche Siedlungsgrabungen in Südjutland erbrachten auf einem von feuchten Niederungen und Bächen umgebenen Höhenrücken in Nordschleswig auf 110 000 Quadratmetern vorzügliche Befunde. Die Flur weist heute einen trockenen, mageren Ackerboden auf. Um 975 wurde ein großes Gehöft mit einem Haupthaus vom Typ Trelleborg, einem ebenerdigen Wirtschaftsgebäude und acht Grubenhäusern sowie einer Grube mit Feuerstelle angelegt. Die Besiedlung blieb mit geringfügigen Verschiebungen über etwa fünf Generationen hinweg bis 1150 (an anderer Stelle ist von der Dorfbildung in Hyrup um 1200 die Rede!) ortskonstant. In der zweiten Bauperiode wurde der Großhof durch einen Zaun mitten durch das Hauptgebäude buchstäblich geteilt. Allerdings entstanden nicht zwei gleich große Teile, sondern im Osten ein immer noch 42.500 Quadratmeter großes Gehöft und im Westen ein 26.000 Quadratmeter großer Hof. Man teilte das Anwesen demnach möglicherweise im Verhältnis von etwa eins zu zwei. In der dritten Phase wurde der größere Hof nochmals geteilt, nun aber zu fast gleichen Teilen (22.000 und 21.000 Quadratmeter). Im westlichen Hof fehlt auffälligerweise ein Hauptgebäude; vielleicht lebte der Besitzer andernorts. Vermutlich eine Generation später wurde der östliche Hof nochmals geteilt, nunmehr in drei nicht allzu stark unterschiedliche Teile (8.304, 7.266 und 6.747 Quadratmeter). Nun fehlte auch auf dem mittleren dieser Höfe ein Hauptgebäude.

Die beschriebenen auffallenden Vorgänge sind rein archäologisch kaum zu klären. Berücksichtigt man aber die gesetzliche Erbfolge nach dem im Jahre 1241 für Jütland verschriftlichten, möglicherweise sehr viel

älteren dänischen Gesetz, so ergeben sich sehr plausible und einfache Lösungsmöglichkeiten. Demnach sollten nämlich Mann und Frau im Verhältnis eins zu zwei erben. Und genau diese Relation spiegelt sich in den annäherungsweise ermittelten Gehöftgrößen. Eine weitgehende Zersplitterung von Erbteilen bis hinunter zu einzelnen Äckern ist in der fränkischen und sächsischen Überlieferung insbesondere bei Schenkungen an die großen Reichsklöster und Bischofssitze seit dem achten und neunten Jahrhundert vielfach schriftlich belegt. Nur konnten derartige Vorgänge bisher niemals so einleuchtend konkret in archäologischen Befunden belegt werden! Dass man in Ostergard nicht arm war, und zudem über eventuell durchaus auf Raub oder Handel, Gaben oder Verwandtschaft beruhende Beziehungen zum ostfränkisch-deutschen Reich verfügte, das manifestieren übrigens die beiden wertvollsten Metallfunde, eine silberne Scheibenfibel und eine Buckelfibel mit Goldfiligran. Spätestens um die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde die Gehöftgruppe aufgegeben und mutmaßlich an die heutige Ortsstelle von Hyrup in einem Kilometer Entfernung verlegt.

Zwei Beiträge widmen sich dem Bereich von »Kunst« und Religion. Ruth Blankenfeld thematisiert die anhand der archäologischen Sachüberlieferung übliche Einschätzung »Der bilderfeindliche Germane?« (S. 99–107). Grundsätzlich kann wenig Zweifel daran aufkommen, dass wenig von der figuralen Kunst der römischen Kaiserzeit in der Germania Libera überkommen ist. Sie geht auf die Forschungsgeschichte ein und weist auf die Einschätzung einschlägiger, überwiegend kleinformatiger Zeugnisse primär als »Heilsbilder« durch Hans Zeiß (1941) hin, während eine Generation später Joachim Werner die »Römer als Lehrmeister der Germanen« in den Vordergrund rückt. Masken als Schildbrettbeschläge könnten als Rangabzeichen gewertet werden. Vogelkopfpotomen begegnen auf Schwertern und Pferdegeschirr, aber auch Boviden und das gehörnte Pferd – möglicherweise ein Kernmotiv germanischer Religion –, die in Holz, Keramik, Bein und Horn ausgeführt wurden. Die Autorin weist auf das Wandermotiv des Hirsches beziehungsweise der Hindin mit dem goldenen Halsband hin, das von den altorientalischen Kulturen bis hin zum christlichen Skandinavien zu verfolgen ist: als Führer hin zu heiligen Orten, Bergwerken und Schätzen, oft in Verbindung mit der Jagd des Tieres und mit Herrschaftssymbolik. Führer germanischer Hilfstruppen des römischen Imperiums, die mit Goldmedaillons entlohnt wurden, waren vermutlich die ersten Träger von Amuletten. Auf den nordischen Brakteaten wird alsdann der römische Kaiser durch den nordischen Gottesfürsten Odin ersetzt. Derartige Darstellungen waren Ausdruck der gentilen Erinnerungskultur und damit des kollektiven Gedächtnisses gesellschaftlicher Eliten.

Thematisch schließt daran an der Aufsatz von Michaela Helmbrecht »Der Gebrauch von anthropomorphen Darstellungen im vikinger- und vendelzeitlichen Skandinavien. Das Beispiel der »Hörnerhelmtäger«« (S. 163–171). Sie weist darauf hin, dass Wissensorganisation

und Denkweisen in oralen Kulturen sich grundlegend von solchen mit schriftlicher Überlieferung unterscheiden. Die Bilder übernehmen Schriftfunktion und wirken als machtvolle Medien, deren Inhalte sich eventuell auch ändern. Hier ist anzumerken, dass die europäische Frühgeschichte und vor allem auch das Mittelalter durch vielfältige Übergänge und Überschichtungen von fortlebender oraler Kultur und zumeist christlicher Schriftkultur geprägt sind. Zurück zum konkreten Gegenstand des Beitrages führt die Autorin aus, dass Hörnerhelmträger mit den typischen zoomorphen Enden sich ursprünglich höchst wahrscheinlich auf Odin mit den zwei Raben beziehen. Es ist jedoch von einer größeren Vielfalt und auch von Wandlungsprozessen auszugehen, etwa wenn Frauen mit Stäben, mutmaßlich Völven (Seherinnen), gerüstet mit einem Hörnerhelm dargestellt sind.

Etwas isoliert wirkt der einzige in englischer Sprache abgedruckte Beitrag von Gry Wilker, »Monochrome blue Kaupang beads. Local manufacture or imports?« (S. 137–143). Bei den jüngst in mehreren Bänden vorgelegten Ergebnissen der umfangreichen archäologischen Untersuchungen in Kaupang, dem bekannten wikingerzeitlichen Handelsplatz im Süden Norwegens, kamen fast viertausend Perlen zutage, davon sechsundneunzig Prozent aus dem Werkstoff Glas. Der größte Teil besteht aus schlichten blauen Glasperlen, die nach Analysen weitgehend nach dem Rezept des frühislamischen Sodapflanzenasche-Glases gefertigt sind. Demnach dürfte es sich überwiegend um Importe aus Mittelasien handeln. Nur wenige Hinweise für lokale Herstellung von Perlen liegen vor, anders als etwa in Haithabu. Damit wird für die nördliche Peripherie der Wikingerzeit einmal mehr die große Rolle der Beziehungen in den Orient betont, die etwa auch anhand der Münzfunde eindrücklich dokumentiert ist.

Man kann den Herausgebern nur gratulieren zu diesem gelungenen Band, der in kompakter Form ein buntes Kaleidoskop der Frühgeschichtsforschung in Norddeutschland und Nordeuropa bietet. Vor allem auch wichtige Fortschritte der Erforschung der westfälischen Frühgeschichte sind somit weit besser als bisher greifbar. Es bleibt zu hoffen, dass die ausführlichen Publikationen alsbald folgen. Möglichkeiten und Grenzen der Analyse innerer Strukturen von Siedlungen und Gräberfeldern werden sichtbar. Wünschenswert bleibt für die Zukunft die Realisierung von Forschungsprojekten mit gezielten Grabungen und Geländestudien in ausgewählten Kleinräumen Norddeutschlands. Zudem ist vielfach die stärkere Verknüpfung mit der historischen Forschung im engeren Sinne und dem Mittelalter als Desiderat zu bezeichnen. Erst dann wird das Potential fächerübergreifender Forschungen voll ausgeschöpft werden. Erfreulich ist die gründliche redaktionelle Bearbeitung und die gediegene Ausführung des Bandes, für die der Altertumskommission für Westfalen und dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe zu danken ist.